

AVA REED
Truly

AVA REED

RT
R
U
LY

Roman

LYX

LYX in der Bastei Lübbe AG

Dieser Titel ist auch als E-Book und als Hörbuch erschienen.



Originalausgabe:

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Copyright © 2020 by Ava Reed

Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur erzähl:perspektive,
München (www.erzaehlperspektive.de).

Textredaktion: Jil Aimée – www.jil-aimee.com

Umschlaggestaltung: © Andrea Janas, München

unter Verwendung eines Motivs von © Alberto Seveso

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7363-1296-8

1 3 5 7 6 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.lyx-verlag.de

Bitte beachten Sie auch: www.luebbe.de und www.lesejury.de

Für dich, Andrada.

Andie hat ihren Namen von dir. Und wenn ich ehrlich bin, erinnert sie mich oft an dich. An den Menschen, der so unglaublich stark und klug ist und es so oft vergisst.

Für dich, Sina.

Du wartest auf dieses Buch, seit ich mit dem Schreiben begonnen habe. Ich sehe dein freches Lachen vor mir. Die Bowle ist eine Hommage an dich.

Soundtrack Andie & Cooper

Savage Garden – Truly Madly Deeply
Hozier – Work Song
Billie Eilish – when the party's over
Kings Of Leon – Use Somebody
Macy Gray (Cover by Jasmine Thompson) – I Try
Ella Eyre – We Don't Have to Take Our Clothes Off
Sting – Fields of Gold
The Script – Breakeven
Florence + The Machine – No Light, No Light
Kodaline – All I Want (Part 1)
Elderbrook & Rudimental – Something About You
Amber Run – I Found
Parson James – Only You
The Heavy – How You Like Me Now (Raffertie Remix)
Old Man Canyon – Phantoms & Friends
Bishop Briggs – The Way I Do
Kygo, Whitney Houston – Higher Love
Mark Ronson ft. Miley Cyrus – Nothing Breaks Like a Heart
(in the Live Lounge)
Florence + The Machine – Shake it out
Shawn Mendes, Camila Cabello – Señorita

The real lover is the man who can thrill you
by kissing your forehead or smiling into your eyes
or just staring into space.

Marilyn Monroe

Prolog

Manchmal ist das Leben schmerzhaft.

Andie

Kein Moment meines Lebens war je so beschämend wie dieser. Zumindest fällt mir gerade keiner ein. Und egal, ob dieser Abend auf meiner Skala der katastrophalen Augenblicke wirklich auf Platz eins landet oder nicht: Es fühlt sich danach an, und das ist alles, was zählt.

Ich denke, das ist so, weil jeder schreckliche Moment, wenn er eintrifft, so einnehmend ist, dass er alles andere verdrängt; und deshalb kann nichts anderes je schlimmer gewesen sein.

Mein Versuch, Haltung zu bewahren, ist gescheitert. Während ich auf den Treppenstufen zum Restaurant sitze, bei gefühlten fünf Grad und im strömenden Regen, der unablässig meine Tränen einsammelt und davonspült, bin ich dabei, meine Gedanken zu sortieren. Die Frage, wie es dazu kommen konnte und wann mein Leben derart aus dem Takt geraten ist, jagt wie am Laufband durch meinen Kopf. Wieder und wieder. Wann es passiert ist und warum – aber nie wegen wem. Das ist das Einzige, dessen ich mir absolut bewusst bin.

Kein Drama, kein Chaos, keine Überraschungen. Nichts davon will oder brauche ich, und ich habe mir seit dem, was mit meiner Mom passiert ist, eingeredet, dass ich dem in Zukunft entkommen würde.

Und in der Sekunde, in der ich spüre, wie die Kälte der Steinstufe und das Wasser endgültig durch mein Kleid dringen, lache ich leise und erstickt auf. Weil ich es nicht geschafft habe ... Ich habe alles bekommen, was ich nicht wollte, und möchte etwas, das ich nicht haben kann.

Mein Leben war nie verkorkst, und ich war es auch nicht. Bis heute. Bis ich in diese Stadt kam und auf diese Universität. Bis June mich in diesen dämlichen Club geschleppt hat. Damals hätte ich direkt die Beine in die Hand nehmen müssen, dann wäre dieser ganze Irrsinn vielleicht an mir vorbeigegangen. Wahrscheinlich wäre ich stattdessen daheim, bei meiner Familie. Ohne Studium, ohne das getan zu haben, was ich tun wollte, aber glücklich ... so viel glücklicher.

Oder nicht?

Mein Kopf sinkt nach vorne in meine Hände, ein paar schwere Strähnen fallen über meine Schultern und in mein Gesicht. Weitere Tränen fließen lautlos über meine Wangen, während die Gäste des Restaurants in ihrer stilvollen Bekleidung an mir vorbei die Stufen hinauf- und hinabsteigen. Sie sind wie Schatten, nicht ganz da und nicht ganz fort.

Leichter Nebel ist aufgezogen, es ist diesig. Meine dunkelbraunen Haare hängen völlig durchnässt und schwer an mir herab, der Mantel liegt nur halb über mir und ich habe weder den Willen noch die Kraft, etwas daran zu ändern. Auch wenn jeder Muskel längst vor Kälte zittert, kann ich mich nicht aufraffen und in Bewegung setzen. Jemand aus dem Restaurant fragte mich bereits, ob es mir gut gehe, ob man mir helfen könne. Nein, tut es nicht, und nein, kann man nicht. Nicht wirklich. Deshalb habe ich nur den Kopf geschüttelt. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie das überhaupt wollten, doch ich rechne es ihnen hoch an, dass sie den Schneid hatten, zu fragen.

Der Regen wird nicht weniger, er trommelt auf mich ein wie ein Schlagzeuger auf seinen Drums zu einem guten, rhythmischen Beat. Als ich mich schließlich zwingen, den Kopf zu heben und mich nicht ganz dieser beschissenen Situation hinzugeben, schlucke ich schwer und stöhne leise auf. Weil schon alles in mir schreit, dass es dafür zu spät ist.

Während ich hier sitze und mich still selbst verfluche, bildet mein Atem kleine Wolken in der Luft, ich friere und meine Nase läuft. Ihre Spitze kann ich nicht mehr spüren.

Ich kann nichts mehr sehen, meine Brille ist verschmiert, nass und beschlagen, also nehme ich sie ab.

Mit meiner linken Hand greife ich beinahe mechanisch nach der kleinen, inzwischen aufgeweichten Stoffhandtasche neben mir, stopfe die Brille rein und ziehe mein Handy heraus. Der Akku gibt vermutlich jeden Moment den Geist auf, die rot leuchtenden, leicht verschwommen wirkenden vier Prozent oben rechts im Display lachen mich aus. Mit zitternden Fingern streiche ich mir einzelne klebrige Strähnen aus der Stirn und von den Lippen, reibe Wassertropfen von den Augen – und es ist mir scheißegal, was mit meinem, wenn überhaupt noch vorhandenen Make-up passiert – und starre anschließend auf mein Smartphone. Starre auf die Namen in meiner Kontaktliste und bleibe immer wieder an einem davon hängen.

Ich werde diese Nummer nicht wählen.

Es gibt nur wenige Menschen, die ich benachrichtigen und fragen könnte, ob sie mich abholen, und eigentlich will ich keinen von ihnen sehen.

Ich wünschte, June wäre hier, und bei dem Gedanken an sie entfährt mir ein leises Schluchzen. Trotzdem werde ich sie nicht anrufen. Vielleicht, weil ich mich schäme. Vielleicht, weil ich ihr zu viel erklären müsste, vor allem Dinge, die ich selbst kaum verstehe. Weil es mir noch nie zuvor so schwergefallen

ist, meiner besten Freundin etwas zu erzählen. Das, und weil ich eine starke Frau bin, der das hier viel zu viel ausmacht.

Schließlich kann es jedem mal zu viel werden. Jeder kann sich ab und an in verrückte und verwirrende Situationen hineinmanövrieren. Und Frauen werden andauernd sitzen gelassen, nicht wahr? Es sollte mir egal sein. Ich kenne meinen Wert. Aber diese Gedanken und dieses Wissen sind absolut nutzlos, wenn man sich nicht so fühlt. Ich kann nicht fassen, dass er einfach gegangen ist. Dass er mir noch Geld auf den Tisch gelegt hat ... Ohne es verhindern zu können, fühle ich mich dadurch, als hätte er mich für diesen Abend bezahlt. Fluchend balle ich die freie Hand zu einer Faust. Sie ist fast taub.

Es macht keinen Unterschied, dass ich mein Portemonnaie vergessen habe. Bevor ich sein Geld genommen hätte, wenn auch nur für ein Taxi ...

Ein kaum wahrnehmbares Wimmern entfährt mir, und der Wunsch, von hier fortzukommen und zu duschen, um mich danach in meinem Bett mit einer Decke einrollen zu können und die Nacht durchzuweinen, wird so übermächtig, dass ich es tue: Ich drücke die grüne Taste.

Es klingelt.

Happy Birthday to me ...

1

*Der Beginn einer Reise ist meist das Ende
einer anderen.*

Andie

An eine Tür zu klopfen ist die einfachste Sache der Welt. Doch diese vor mir, mit ihrer groben Maserung und der Nummer fünfzehn in Gebäude B, ist mehr als eine normale Tür; genauso wie das, was dahinter liegt, mehr ist als ein gewöhnliches Zimmer. Dort wartet etwas Neues. Ein Beginn und ein Ende.

Mein Blick fällt nach rechts auf die neben meinen Füßen stehende große braune Reisetasche, während der Rucksack noch immer schwer auf meinem Rücken wiegt und anfängt, auf meine Schultern zu drücken. Ich glaube, jeden einzelnen Muskel in ihnen und meinem Nacken spüren zu können.

Die Müdigkeit rebelliert mittlerweile nahezu inbrünstig gegen die Nervosität und das Adrenalin, das in meinen Adern tobt, seit ich in dieser Stadt ankam. Die Reise nach Seattle war anstrengender als vermutet, was vor allem daran lag, dass ich nicht zur Ruhe kam, seit ich von zu Hause aufgebrochen bin.

In meinem Kopf haben sich auf dem Weg zu viele *Wenn* und *Aber* gesammelt, haben sich liebevoll umarmt oder voller Hingabe miteinander gekämpft. Und mit mir. Meinen Hoffnungen, Wünschen, Träumen.

Ich habe Panik bekommen, als ich den Reißverschluss meines Gepäcks geschlossen hatte – und habe sie bis jetzt. Panik davor, dass June sich zu sehr verändert hat – oder ich –, dass Dad und Lucas daheim nicht allein klarkommen – oder ich hier –, und davor, dass ich das alles schlicht nicht schaffe. Weil ich nicht gut genug bin. Was, wenn ich noch nicht bereit bin? Was, wenn ich das nie sein werde? Wenn mir die Stadt nicht gefällt, das Studium, die Uni, wenn es nicht so ist, wie ich es mir vorstelle? Was, wenn ich nicht hierher passe? Was, wenn ich meinen Traum von einer Zukunft im Event- und Marketingbereich mit June aufgeben muss oder ich jemanden enttäusche? Was, wenn ...

Meine Gedanken überschlagen sich, ich komme kaum hinterher und rufe still in meinem Kopf *Stopp*, um dem Wahnsinn Einhalt zu gebieten. Tief einatmend halte ich inne, versuche damit aufzuhören, mich selbst derart unter Druck zu setzen und durcheinanderzubringen. Ich erinnere mich daran, dass das hier nur ein erster Schritt von vielen ist, der mich dahin führen kann, wo ich hinwill. Ein Teil dessen, was ich mir bereits mein halbes Leben lang wünsche. Etwas Gutes. Wie kann ich jetzt Angst davor haben? Das ist verrückt. Kopfschüttelnd verziehe ich das Gesicht. Vielleicht, weil in den letzten Jahren vieles anders kam, als ich gedacht habe ...

So oder so werde ich nur auf eine Art Antworten auf meine Fragen und Ängste bekommen: Wenn ich endlich an diese verdammte Tür vor mir klopfe.

Die Studenten, die tratschend oder lachend hinter mir durch den Flur wandern, ihre Zimmer betreten oder verlassen, fangen an, mich komisch anzusehen. Kein Wunder. Ich stehe hier schon so lange, dass ich nicht nur mitbekommen habe, wie ein Mädchen vor einer halben Ewigkeit den Raum schräg gegenüber verlassen hat, sondern auch, wie sie vor ungefähr fünf Mi-

nuten mit einer köstlich duftenden Riesepizza wiedergekommen und darin verschwunden ist.

Konzentrier dich! Ich drücke die Schultern durch, hebe meine Hand und bemerke den leichten Schweißfilm auf der Innenfläche, den ich schnell an meiner Jeans abwische. Endlich forme ich sie zu einer Faust, nähere mich mit ihr der Tür und ...

Ich schaffe es! Meine Knöchel treffen auf das Holz, einmal, zweimal, lauter und kraftvoller als gedacht. Ich atme auf und schiebe anschließend die Brille mit einer routinierten Bewegung ein Stück auf meiner Nase nach oben, damit sie wieder richtig sitzt.

Dann lasse ich meinen Arm sinken und warte.

Es dauert nicht lange, da nehmen die Geräusche hinter der Tür zu, werden lauter und lauter, bis mir in einer fließenden Bewegung geöffnet wird. Jetzt denke ich nicht mehr an das, was sein kann oder sein wird, und starre nicht mehr auf die Kerben des Holzes, sondern direkt in das Gesicht meiner ältesten und besten Freundin, die ich seit Monaten nicht mehr gesehen habe.

Nein, sie hat sich nicht verändert, schießt es mir sofort durch den Kopf. Mit ihrer noch immer elfenbeinfarbenen, perfekt geschminkten Haut, der kleinen Stupsnase und dem offenen Blick, der mir seit jeher jede ihrer Gefühlslagen verraten hat, betrachtet sie mich erstaunt. Nur ihr helles naturblondes Haar ist anders – sie trägt es kürzer als sonst. Viel kürzer, fällt mir auf den zweiten Blick auf. Die Spitzen, die ihr zuvor bis über den letzten Rippenbogen reichten, fallen ihr nicht einmal mehr bis zu den Schultern, und die zarten Strähnen umrahmen in leichten Wellen ihr Gesicht.

»Andie«, wispert sie. Ihre grünen Augen werden immer größer, sie mustert mich so intensiv, als wolle sie sich überzeugen,

dass ich real bin. Dass ich tatsächlich vor ihr stehe. Wahrscheinlich überlegt sie gerade, mich mal kurz anzustupsen oder zu piken, nur um sicherzugehen. Stattdessen runzelt sie die Stirn, beugt sich etwas vor und murmelt schließlich erstaunt: »Oh mein Gott, du bist es wirklich. Du bist hier.«

Ein Freudenschrei entfährt ihr, während sie mit einer schnellen Bewegung die Distanz zwischen uns überwindet und mich mit einem Ruck in ihre Arme zieht. Kurz schwanke ich, muss mich am Türrahmen festhalten, bevor auch ich sie kräftig an mich drücke.

Ich hatte vergessen, dass June vieles ist, aber auf keinen Fall leise. Sie hat so viel Energie und stets einen passenden Spruch parat, dass man kaum anders kann, als sie zu mögen. Zumindest geht es mir so. Seit ich denken kann, ist sie für mich da.

Deshalb begann die Nervosität in der Sekunde von mir abzufallen, in der ich vor ihr stand. Jetzt kann ich buchstäblich spüren, wie mein Körper sich entspannt. Wie mein Kopf sich von all den sorgenvollen Gedanken löst. Augenblicklich formt sich ein Lachen in meiner Kehle, und ich lasse es hinaus, weil es sich so richtig anfühlt, so befreiend. June stimmt mit ein, wiegt mich hin und her, und es tut so gut, dieses Lachen, das ich schon ewig kenne, endlich wieder im echten Leben zu hören. Nicht durch ein Telefon oder eine Voicemail.

June war immer wie eine Schwester für mich. Aus diesem Grund waren die letzten Monate ohne sie besonders hart. Der Plan für das Abenteuer Zukunft, Leben und Studium ist eindeutig ein anderer gewesen. Er war schöner, einfacher und weniger beängstigend. Was die Realität von solchen Plänen hält, ist bekannt: nicht besonders viel. Gar nichts. Eigentlich glaube ich, sie amüsiert sich heimlich darüber.

Trotzdem ist es uns beiden nicht einmal im Traum eingefal-

len, dass es so kommen würde, wie es kam, wir dachten nicht einmal daran, dass überhaupt etwas schiefgehen könnte.

Obwohl ... eigentlich stimmt das nicht. Wir hatten uns nur eingeredet, dass nichts schiefgehen könne. Wir hatten gehofft, dass es nicht passieren würde ...

»Ich freue mich so, dich zu sehen«, murmle ich in ihr Haar hinein, das sich mittlerweile halb über mein Gesicht verteilt hat, und genieße es, sie zu halten.

Bis sie im nächsten Moment von mir ablässt und einen Schritt zurücktritt. Dabei stemmt sie ihre Hände in die Hüften und legt die Stirn in Falten.

»Du wolltest doch erst nächste Woche kommen, oder? Ach, total egal«, fügt sie sofort an und winkt ab. »Ich bin so froh, dass du da bist. Du hast mir gefehlt.«

»Du mir auch«, erwidere ich, während wir uns freudig anlächeln. Ich erzähle ihr nicht, dass ich hier bin, weil ich es keinen Tag länger ausgehalten habe, und dass ich gleichzeitig kurz davor war, alles abzublasen und einen Rückzieher zu machen. Wegen der Aufregung, der Anspannung, der Vorfreude. Wegen der Angst.

»Komm rein. Sara ist noch nicht wieder da, sie ist irgendwo bei ihrer Familie in Iowa oder so.« June zuckt mit den Schultern und schnappt sich ohne Vorwarnung die große Reisetasche neben mir. Eine Art Grunzen ertönt. »Was zur Hölle, Andie, ist da drin? Hast du die ganze Ranch eingepackt? Eine Kuh? Deinen Bruder?« Ich lache erneut und beobachte, wie June meinem Gepäck den Krieg erklärt.

»So schwer kann sie gar nicht sein«, widerspreche ich halbherzig. June zerrt die Tasche derweil leicht ächzend und mit einem entschlossenen Gesichtsausdruck hinter sich her ins Zimmer und reißt dabei fast eine Schneise durch das in die Jahre gekommene Laminat. Währenddessen fixiert sie mich

mit zusammengekniffenen Augen, und ich schließe die Tür hinter mir.

Okay, die Tasche *ist* verflucht schwer, aber ich war noch nie gut im Packen, das sollte sie also nicht überraschen. Es ist anstrengend. Bei jedem Teil fragt man sich: Braucht man es? Ist es lebensnotwendig? Und antwortet man mit *Nein*, legt man es trotzdem nicht zur Seite, sondern betrachtet es noch eine Weile, weil man sich danach fragt: Was, wenn ich genau das doch brauche? Irgendwann. Und ohne es zu merken, ist man plötzlich dabei, sein ganzes Leben in die Tasche zu stopfen.

Diese war zugegebenermaßen auch der Grund, warum ich mir ausnahmsweise ein Taxi geleistet habe, um quasi direkt vor dem Wohnheim aussteigen zu können, statt mit dem Bus zu fahren, und das hat mir, zusammen mit der Fahrt von Montana hierher und einem Teil der Studiengebühren, schon jetzt ein kleines – oder irgendwie eher ein mittelschweres – Loch in mein mickriges Budget gerissen. Als ich das ganz nebenbei erwähne, schnalzt June in einer Mischung aus Missbilligung und Tadel mit der Zunge.

»Ich hätte dich abgeholt. Du hättest nur anrufen müssen.«

»Ich wollte dich überraschen.«

»Das ist dir gelungen!«, gibt sie zu, bevor sie meinem Gepäck sehr ausführlich erklärt, was mit ihm passiert, wenn es nicht tut, was sie will. Vorhin wollte ich sie davon abhalten, die Tasche allein zu bewegen, aber wenn June sich was in den Kopf gesetzt hat ... ich seufze amüsiert und lasse derweil meinen Blick durch Junes Studentenwohnung des Mädchenwohnheims schweifen, erkenne viele Dinge wieder, die sie mir bereits während unserer Videochats gezeigt hat oder die im Hintergrund irgendwelcher Fotos waren. Der gemeinschaftliche Wohnbereich ist nicht besonders groß, aber ziemlich gemütlich mit seinen fröhlich wirkenden Wänden, mal weiß, mal

sonnengelb, und den hellen Gardinen. Eine alte Cordcouch, ein Beistelltisch, übersät von Wasserflecken und -rändern, der seine besten Tage bereits hinter sich hat und unter einem Bein von mehreren Servietten und Bierdeckeln gestützt wird, finden sich darin. Drei halb abgebrannte Kerzen stehen auch darauf. Ergänzt wird das Ganze durch eine große schmale Kommode in Weiß und einen antiken offenen Schrank aus dunklem Holz, kreuz und quer vollgepackt mit Filmen, Büchern und Zeitschriften. Den Boden ziert ein flauschiger bunt gepunkteter Teppich, dessen Ränder aussehen, als hätten Mäuse verschiedener Generationen daran geknabbert.

Von hier aus gehen zwei Türen ab, eine links und eine rechts, wahrscheinlich in die Zimmer von June und ihrer Mitbewohnerin Sara.

Mit einem lauten Stöhnen parkt June mein Gepäck auf der anderen Seite der Couch. »Damit man nicht beim Reinkommen drüberfällt«, erklärt sie. June hat das Ding einmal um den Teppich und den Tisch gezogen. Ganz ehrlich? Ich hab keine Ahnung, wie ich die Tasche mit nur einer funktionierenden Rolle und diesem Gewicht überhaupt bis hierhin schleppen konnte.

Schwer atmend kommt June wieder zu mir zurück. »Willkommen an unserer Uni! Willkommen in Seattle.« Glücklich breitet sie die Arme aus und dreht sich im Kreis. »Wir haben es geschafft. Kannst du das glauben?«

Fast, denke ich nur. *Fast*. Sie vergisst, dass ich noch ein paar entscheidende Dinge benötige, bevor das Semester beginnt.

»Es ist vollkommen verrückt«, erwidere ich und setze endlich meinen Rucksack ab, um mir danach über den verspannten Nacken zu reiben. »Jetzt fehlen nur ein Job und eine Wohnung oder ein Zimmer für mich, richtig?« Ich zwinkere ihr zuversichtlich zu und möchte auch genauso klingen. Für jeden ande-

ren würde ich das vermutlich, aber June kennt mich schon sehr, sehr lange ... Zu lange. Ihre Gesichtszüge werden für ein paar Sekunden weich, bevor sie feste Entschlossenheit zeigen und meine beste Freundin mich energisch an den Schultern packt.

»Es wird alles gut. Wir finden etwas für dich! Du hast es auf die Uni geschafft, wir beide haben das, wir werden zusammen studieren und der Rest wird folgen: ein Job, eine Bleibe, das Examen, eine eigene Firma, die Weltherrschaft.« Sie wackelt mit den Augenbrauen, und ich lache auf. »Was sage ich immer?«

»Schön einen Schritt nach dem anderen machen, sonst stolpert man«, wiederhole ich die Worte, die sie mir bereits mein Leben lang eintrichtert.

»Richtig! Und weil du jetzt schon da bist, gehen wir nachher etwas essen und ich zeige dir alles. Vorher solltest du dich unbedingt ausruhen. Die Couch gehört ab heute dir.« Sie zeigt voller Stolz auf das Ungetüm, das bei genauerem Hinsehen gar nicht mehr so ungemütlich wirkt. Könnte daran liegen, dass ich inzwischen kaum mehr die Augen offen halten kann.

»Sara hat also wirklich gesagt, es sei okay, dass ich für eine Weile bei euch bleibe?«, frage ich sicherheitshalber ein letztes Mal nach, während ich ein Gähnen unterdrücke.

»So ungefähr.« Ich horche auf.

»Also nein.«

»Sie hat Ja gesagt, nur das zählt.« June lässt von mir ab, verschränkt trotzig ihre Arme vor der Brust und reckt das Kinn. Oh, ich kann mir vorstellen, was los war.

»Du hast nicht lockergelassen, bis sie so genervt war, dass sie dir sogar ihr Erstgeborenes überlassen hätte, nur damit du aufhörst, richtig?«

June verzieht das Gesicht und murmelt ein paar unverständliche Worte, während sie mit ihrer Hand in der Luft herum-

fuchtelte. Ich muss mich beherrschen, nicht wieder loszulachen. Mir ist nur allzu bewusst, wie hartnäckig sie sein kann. Ganz egal, bei was. Selbst wenn es nur um den letzten Keks in der Dose geht, den wir beide essen wollen. June diskutiert nicht, sie führt Verhandlungen auf Leben und Tod!

Und meistens gewinnt sie.

»Ich wiederhole mich, aber es ist mehr als okay, dass du da bist«, betont sie und reißt mich aus meinen Gedanken.

»Solange die Wohnheimleitung mich nicht erwischt«, nuschle ich, aber sie übergeht meinen Einwand und redet weiter.

»Wenn es nach mir ginge, hättest du sogar in ihrem Bett schlafen können, bis Sara in einer Woche wiederkommt und die Uni beginnt, aber die Gute hat ihr Zimmer abgesperrt.«

»Das ist doch kein Problem.«

»Sie treibt mich in den Wahnsinn. Eigentlich mit so ziemlich allem, was sie tut oder sagt.« Hörbar atmet June ein und aus, bevor sie kräftig schnaubt. »Du müsstest hier mit mir wohnen ... das ist scheiße!« Da kann ich ihr nur schlecht widersprechen. »Aber ab heute wird alles anders! Besser!« Ich höre June weiter zu, doch ich bin jetzt wirklich so müde, dass ich vermutlich einfach liegen bleiben würde, würde sie mich umschubsen. Trotzdem mache ich einen Schritt, muss den Versuch wagen, die Kerzen auf dem Tisch gerade zu rücken, sie stehen nämlich schief und unordentlich da und ich ...

»Andie!«

Sofort zuckte ich zurück und lächle meine beste Freundin entschuldigend an. Sanft drückt sie mich zur Couch, auf die ich mich ohne Gegenwehr plumpsen lasse und – oh, heilige Götter der Gemütlichkeit, ist das schön. Ein wohliges Seufzen entweicht mir.

»Fang bloß nicht an, Sachen zu verrücken!« June kennt all meine Ticks. »Du solltest schlafen, aber vorher: Dass du da

bist, muss unbedingt gefeiert werden. Erst vor Kurzem habe ich einen ziemlich coolen Club gefunden, nicht weit von hier. Da gehen wir hin. Du wirst ihn mögen. Deshalb musst du schlafen, essen, duschen, deine lange Mähne entknoten und dann werde ich dich in das heißeste Outfit, das ich in meinem Schrank finden kann, stecken.«

»Tu mir das nicht an, June! Ich flehe dich an!«, nuschle ich verzweifelt, während ich mein Gesicht in eines der weichen Kissen drücke und längst die Augen geschlossen habe.

»Ah, keine Widerrede. Zu Hause bist du mir oft genug damit davongekommen – was in Ordnung war –, aber heute Abend wirst du dich richtig, richtig chic machen.«

»Du weißt, dass ich das nicht so gern mag.« Ich fühle mich wie ein Kleinkind, das seinen Haferbrei nicht essen will.

»Andrada Lucía Evans! Du bist klug, hast eine Seele und einen Körper zum Niederknien und wirst dich heute von diesem übergroßen grauen Pullover verabschieden.«

»Gerade *du* möchtest mir jetzt einen Vortrag darüber halten, dass man sich nicht selbst verstecken und die Blicke anderer nicht meiden sollte?« Ein sensibles Thema, aber in Momenten wie diesen muss ich meine beste Freundin daran erinnern, dass sie in solchen Dingen ihr eigenes Päckchen zu tragen hat. Nicht, dass es mir so geht; ich mag meinen Körper, aber, zum Leidwesen von June, mag ich eben auch weite, wundervolle Hoodies und kuschelige karierte Hemden. Doch meine Worte werden ohnehin ignoriert. June ist mittlerweile eine Meisterin darin, so etwas an sich abprallen zu lassen. Äußerlich. Wäre es nur auch bei dem Rest so ...

Mit Müh und Not schaffe ich es noch, ein Auge ein Stück weit zu öffnen, um June vorwurfsvoll anzusehen.

»Das ist etwas vollkommen anderes, und das weißt du auch! Außerdem zeige ich mich sogar ziemlich gerne.«

»June ...«, beginne ich, weil sie wieder anfängt, sich selbst zu belügen und ein paar Themen zu vermischen.

»Andie«, unterbricht sie mich sofort eindringlich, und ich halte inne. Ihr stoischer Blick weicht plötzlich einem flehenden, sie zieht einen perfekten Schmolmund. Oh, wie gut sie das kann. Sie fährt unbeirrt fort. »Wenn du das machst und mitkommst, kannst du dort vielleicht nach einem Job fragen. Vor ein paar Tagen haben sie jedenfalls Leute für die Garderobe gesucht. Studenten.«

Das ist tatsächlich ein plausibler Grund, dorthin zu gehen. Ich brauche einen Job, und zwar sehr dringend und sehr schnell. Verdammst!

»Ich hasse dich.« Mein Auge fällt wieder zu, und ich kuschle mich tiefer in die Couch.

»Nein, das tust du nicht, das wissen wir beide!«, höre ich sie noch sagen, bevor sie von irgendwoher eine Decke hervorzieht und sie über mich legt.

Stunden später stehe ich vor einem Club, über dessen Eingang in fetten neonfarbenen Lettern MASON's steht. Das riesige Schild wirft auf hypnotisierende Weise wunderschöne Schatten und Lichter auf den dunkelroten Backstein, aus dem das Gebäude besteht. Als wäre dies der Eingang zu einer anderen Welt, in der alles bunter und lebendiger ist. Ein heftiger, elektrisierender Bass dringt bis zu uns nach draußen und lässt mich so etwas wie Aufregung verspüren. Keine Ahnung, wann ich das letzte Mal tanzen war, und zwar nicht in Glenns Pub mit all den Menschen, die wissen, wie schlecht ich in Karaoke bin und die mich entweder schon in Windeln rumrennen gesehen haben oder verdreht von der Arbeit auf der Ranch.

Langsam fange ich an, von einem Bein aufs andere zu treten. Nicht nur, weil ich mich noch an das Outfit gewöhnen muss,

in das mich June gesteckt hat, sondern vor allem, weil ich trotz der ganz passablen asiatischen Fertigsuppe, einer heißen Dusche und ein wenig Schlaf weiterhin etwas neben mir stehe und mich irgendwie wach halten muss. June hat mir einen Teil des Wohnheims und des Campus gezeigt, bevor wir uns fertig gemacht haben, und ich freue mich sehr für sie, dass sie dort leben darf. Ich freue mich, dass wir es beide auf die Harbor Hill geschafft haben, um endlich zusammen in die Zukunft zu starten und unserem Traum, gemeinsam etwas aufzubauen, uns selbstständig zu machen und unser eigener Boss zu sein, ein Stück näher kommen. Ja, ich bin froh ... und ich bin dankbar, dass sie mich so lange wie möglich bei sich wohnen lässt. Dennoch sitzt tief in mir ein kleiner dunkler Punkt; etwas, das June um das beneidet, was ich nicht habe, aber immer wollte: das Stipendium, den Wohnheimplatz, keine Sorgen. Okay, zumindest keine, die sich um ein Dach über dem Kopf oder um rote Zahlen auf dem Bankkonto drehen.

Hör auf damit!, rüge ich mich selbst in Gedanken und erinnere mich daran, dass meine beste Freundin sich weder ausgesucht noch gewünscht hat, dass ich später ins Studium einsteige und das auch selbst finanzieren muss. So geht es den meisten. Und June würde alles für mich tun. Sie hatte selbst genug schlechte Tage und verdient dieses Stückchen Glück absolut.

Ich rede mir gut zu, dass am Ende alles irgendwie gut werden wird. Irgendwie ...

Schwer schluckend reibe ich mir über die Arme und ärgere mich, keine dünne Jacke oder Weste mitgenommen zu haben. Der Herbst steht vor der Tür, und trotz der lauen Temperaturen will mir nicht warm werden. Ich denke, dazu fehlt mir besagter Schlaf, und zwar ausreichend davon, und der ein oder andere Moment Ruhe.

Ein Blick hinab auf meine Beine lässt mich meine bequeme Hose vermissen.

»Ich kann nicht fassen, dass das gerade passiert«, murmle ich mehr zu mir als zu June, während ich erneut meinen Rock nach unten ziehe. Oder es irgendwie versuche. June hat mich in einen eng anliegenden schwarzen Lederrock gestopft, der mir wenigstens fast bis zu den Knien reicht, in ziemlich hohe und ziemlich mörderische High Heels, mit denen man nur zwei Dinge machen kann: stolpern oder jemanden umbringen. Oben im Rock, auf Höhe der Hüfte, hat sie mir eine helle Bluse locker eingesteckt, die ersten Knöpfe sind geöffnet, zeigen ihrer Meinung nach genau so viel, dass man neugierig wird, aber nicht mehr – was auch immer das bedeuten soll. Ja, meine Hüften sind definitiv etwas breiter als ihre und mein Oberkörper etwas kürzer, aber das hat mich nie gerettet. Junes Schrank ist ein Mysterium für mich, er ist wie der Beutel von Hermine, in den alles reinpasst und in dem man alles finden kann.

Und der Klamottengott hat bisher keinerlei Erbarmen mit mir gehabt, stattdessen gibt er June jedes Mal die richtigen Sachen an die Hand, wenn sie die Gelegenheit ergreift, mich einzukleiden.

»Hör auf, zu jammern und das Gesicht zu verziehen, das macht es nur faltig! Du bist jung, du bist schön und dank mir darf die Welt endlich mal einen Blick auf deine wohlgeformten Beine werfen«, erwidert sie, während sie auf besagte Körperteile zeigt. Als würde ich mein Leben in einem Kartoffelsack verbringen.

Ohne es verhindern zu können, ziehe ich die Nase kraus und überlege, ihr die Zunge herauszustrecken, einfach so, weil es guttäte und ich keine andere Erwiderung auf Lager habe.

Sie versucht gerade erneut, über die Köpfe der Menschen zu schauen. Ich hingegen habe es längst aufgegeben, denn im

Gegensatz zu June bleibe ich, trotz des Schuhwerks direkt aus der Hölle, unter einer Körpergröße von eins siebzig. Dabei sind meine Absätze immer noch ein Witz gegen ihre.

»Es wird dir hier gefallen«, sagt June zum hundertsten Mal zu mir, und jedes Mal schafft sie es, etwas überzeugender zu klingen. Dabei umklammert sie ihre Handtasche, in der sich mehr versteckt, als man vermuten könnte. Ich kann mich nicht erinnern, dass June das Haus je ohne ihr Make-up-Notfallkit und ein bisschen Schokolade verlassen hat. Ein Lächeln zupft an meinen Lippen, während ich sie betrachte, wie sie neben mir voller Vorfreude auf und ab hüpf und immer wieder den Kopf reckt, um zu ergründen, warum es nur schleppend vorangeht. »Wenn wir endlich mal reinkönnten«, murmelt sie und schiebt ihre Unterlippe ein Stück vor.

»Schön zu sehen, dass dich die Zeit auf der Uni, ohne mich, nicht verändert und aus dir keinen geduldigen Menschen gemacht hat«, erwähne ich beiläufig und verkneife mir ein Lachen. Besonders, als sie mich gespielt böse anfunkelt und die Arme vor der Brust verschränkt.

»Ich kann geduldig sein. Wenn es darauf ankommt und ich der Meinung bin, dass es zu etwas führt. Das kommt durchaus das ein oder andere Mal vor. Manchmal ...« Während sie die Augenbrauen zusammenzieht und darüber nachdenkt, verliere ich den Kampf gegen mein Lachen.

Es ist unglaublich, dass ausgerechnet die Person, die mich mein Leben lang dazu angehalten hat, einen Schritt nach dem anderen zu gehen, gleichzeitig der ungeduldigste Mensch der Welt ist. Dabei gibt es kaum einen Grund dafür, denn die Schlange vor uns ist nicht mehr allzu lang. Die Türsteher kann ich längst erkennen und ebenso den Trennbereich zum Eingang, den sie bewachen und durch den sie nur in gewissen Abständen Personen lassen.

»Hast du schon mit Mara und Dave gesprochen?«, entschlüpft es mir plötzlich, und sobald die Worte meinen Mund verlassen haben, bereue ich sie. Ich kenne June, seit ich denken kann, und sie hat mehr Tage mit mir und meiner Familie verbracht als bei sich daheim. Mir ist klar, dass sie nur ungern darüber spricht, weil es wehtut, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass sie und ihre Eltern irgendwann zusammenfinden und eine richtige Familie sein können.

Ein tiefer Atemzug, ein kurzer Seitenblick von ihr – und als ich gerade überzeugt bin, dass sie mir nicht mehr antworten wird, vernehme ich ihr leises »Nein«. Fast mechanisch greift sie nach ihren Haaren und stutzt, weil sie ihre Strähnen nicht sofort zu fassen bekommt. Anscheinend war sie erst vor wenigen Tagen beim Friseur. Was wohl auch der Grund ist, warum sie es mir noch nicht gesagt hatte. Also fasst sie nach, dieses Mal höher und dreht eine der nun kurzen Wellen zwischen ihren Fingern. »Ganz am Anfang des Semesters hab ich versucht, Mom und Dad anzurufen, aber es ging nur die Mailbox dran. Danach hab ich es auf der Arbeit und dem Handy probiert. So ziemlich jede Woche.« Das hat sie mir nicht erzählt.

June spricht nicht weiter, deshalb greife ich nach ihrer anderen Hand. Sie ist kälter als erwartet. Einen kurzen Moment drückt sie die meine und bemüht sich sofort um ein Lächeln. »Es ist okay, Andie. Sie hatten keine Zeit. Wir kennen es ja nicht anders. Oh, schau mal, wir sind die Nächsten.«

Irritiert von dem abrupten Themenwechsel blicke ich nach vorn. Stimmt. Dass wir so weit vorgerückt sind, habe ich gar nicht gemerkt. Aber sehr wohl, dass June noch immer eine Meisterin der Ablenkung ist. Dabei bin ich die einzige Person, bei der sie keine Maske aufsetzen muss, bei der sie nicht so tun muss, als wäre es ihr egal und als würde es ihr nichts ausmachen, dass ihre Eltern in den letzten einundzwanzig Jahren

öfter weg als daheim waren. Dass June irgendwann ein eigenes Zimmer bei uns bekommen hat und ...

»Hör endlich auf, darüber nachzudenken, Andie«, mahnt sie mich sanft, und als sie mein verwundertes Gesicht sieht, drückt sie ein letztes Mal liebevoll meine Hand, bevor sie loslässt. »Man sieht es dir an. Du ziehst deine Nase kraus, wenn du an unschöne Dinge denkst oder zu viel grübelst. So wie eben. Es ist okay. Wirklich!«

Ich nicke zaghaft. Hoffentlich ist es das ... irgendwann.